

schenden Roman-Gouvernantenstils an den Tag zu legen, aber er hat nur bewiesen, daß dieser Stil unerträglich geworden ist, nicht aber, daß jede Stilifierung der Sprache zu Bühnenszwecken verfehlt sei. Mir will es vielmehr scheinen, daß auch im Sprachlichen die Bühne stilistische Anforderungen stellt, selbst für Dramen aus der Gegenwart. Ich glaube nicht, daß das Zerzupfen der Sprache, wie es das Leben zeigt, auf die Dauer Bühnenmöglich ist. Ich glaube, daß eine Künstlerhand mit feinstem Sinne für die Nuance auch hier etwas wie einen Stil aufstellen wird. Zumtheil ist es schon geschehen. Man lese z. B. Wedekinds „Frühlingserwachen“. Im ganzen handelt es sich freilich um etwas, das noch kommen soll. Aber die prägende Hand wird nicht ausbleiben.

Auch in Holzens „Socialaristokraten“ ist die peinlich notierte Sprache des gemeinen Lebens nicht am Plage, obwohl es beinahe den Anschein hat, als sei das Stück zum guten Theil ihr zuliebe geschrieben worden. Diese Komödie, die kein Drama ist und auch nicht als exactes Zeitbild bezeichnet werden kann, weil allenthalben satirische Absicht und satirische Mittel zum Vorschein kommen, hätte um ihres satirischen Charakters willen eine satirische Nuancierung der Sprache eigentlich gebieterisch erfordert. Holz, als der scharfsinnige Kopf, der er ist, würde diese Nothwendigkeit wohl auch empfunden haben, wenn er nicht offenbar der Meinung gewesen wäre, er gäbe wirklich eine exacte Abschilderung, die schon für sich selber satirisch wirkte. Aber da hat ihm sein scharfer Geist, seine polemische Natur einen Streich gespielt. Seine aggressiven Absichten waren stärker als seine Theorie, von der er nur die Sprache zu retten vermochte. Und gerade darin liegt wieder ein schlimmes Gebrechen seiner Arbeit, denn nun ist nicht einmal die Stileinheit des Naturalistischen gewahrt. Seine Personen reden phonomgrammgetreu die Sprache des Berliner Lebens; sie erheben damit den Anspruch, als wirkliche Figuren dieses Lebens genommen zu werden; der Verfasser unterstreicht diese Absicht überdies durch reichliche Anbringung von Porträtzügen, aus denen jeder Kenner des Milieus die Urbilder der Conterfeis erkennen muß; und dabei sind diese Personen in unmögliche Beziehungen gebracht, ist ihr Wesen satirisch verzerrt. Das ergibt eine höchst fatale Schiefeit des Gesamtbildes, die man umsomehr bedauert, als die Satire als solche in hohem Grade amüsant und berechtigt ist. Muß man es da nicht lebhaft beklagen, daß auch hier wieder die Theorie dem Geiste im Wege steht? Muß man nicht auch aus diesem Falle wieder in der Ueberzeugung bestärkt werden, daß nichts so verderblich ist, als eine solche kunstfeindliche Schrankenbildung, die die stärksten Talente daran verhindert, ihr Eigenstes, Innerstes frei und ganz zu geben?

Ich würde nicht so ausführlich über diesen Fall gesprochen haben, wenn er nicht eine Begabung von der Kraft Arno Holzens beträfe. Ich bin nicht so hoffnungsverwegen, daß ich glaubte, ihn überzeugen zu können, denn es ist mir nun klar, daß die Theorie bei ihm chronisch geworden ist. Er wird in diesen Ausführungen nur die Aeußerungen eines Halb- und =Halben sehen, dem es an Courage fehlt, die Konsequenzen zu ziehen. Das sollte mir von Herzen leid thun, denn er ist mir trotz Allem einer der liebsten unter den Heutigen. Aber gegenüber einer Gefahr, die, wie Figura zeigt, noch immer nicht vorüber ist, noch immer die Kunst bedroht, scheint es mir Pflicht, nicht verdroffen zu schweigen, sondern aufrichtig zu reden.

Schloß Englar im Eppan.

Otto Julius Bierbaum.

## Platens Memoiren.

Einige junge Leute von gewaltigen Hoffnungen und edlen Wünschen sehen wir jetzt sich bemühen, den Deutschen durch Verse von ungemainer Art oder doch durch das Höchste mit Leidenschaft fordernde Betrachtungen den feineren Begriff einer kunstmäßigen Poesie zu geben, die seit dem Meistersang verschollen ist, ja wohl den Meisten eher als etwas Undeutsches, mit dem Grunde des deutschen Wesens nicht zu Versöhnendes gilt. In dieser Nation ist nämlich ein Begriff der Poesie üblich geworden, der nur das instinctive, von den Lippen des Volkes flatternde Lied, wie es vom Leben abspringt, oder was sich ihm doch nähert und seinen Anschein hat, geehrt wissen will. Eine einfache Empfindung in der reinsten Form, die auch dem letzten unter den Menschen noch ans Herz geht, ohne Umschweife und, sagen wir es nur deutlich heraus: eigentlich auch ohne Kunst auszusprechen, hat man sich bei uns angewöhnt, als das Amt der lyrischen Poesie anzusehen. Nur der dionysische Dichter wird gehört; die sanftere Art des beschwichtigenden Apoll haben wir lange nicht mehr vernommen. Dieser trachten nun einige junge Leute nach; ob sie das Große vollbringen werden, ist noch ungewiß, aber man darf sie als Zeichen nehmen, daß jetzt bei uns Kultur mit Inbrunst gesucht wird. Ihnen ist das Lyrische nicht der Aufschrei einer Begeisterung oder Bedrängnis durch das Leben, ihre Dichter wanken nicht im Rausche. Nein, es ist ihre Weise, sich die Urbilder desjenigen, das wir erleben, träumen zu lassen. Diese Träume heben sie dann mit so zärtlichen Fingern empor, hoch empor, und sie wollen sie in prächtige und schwere Worte fassen, die ihrer würdig sein sollen. Die schönen Worte verehren sie sehr; diese scheinen ihnen den großen Zauber zu besitzen, der das Geheimnis des Lebens öffnen kann. Mit der reinsten Demuth, ehrfürchtig gebückt, sehen sie zu ihnen auf und empfinden sich als Priester, denen es ver-

gönnt ist, Gnaden zu spenden. Im Gefühle solcher Auserwählung mögen sie sogar bisweilen irren, indem sie der Menge durch ihre Geberden wunderlicher scheinen, als es ihrer Würde dient. Doch soll man sich freuen, daß wir sie haben: denn durch sie wird es uns gelingen, alten Irrthum abzuthun.

Es ist natürlich, daß sie sich um Heilige und Schutzpatrone ihrer Wünsche umsehen. Sie haben das Bedürfnis, sich durch große Beispiele in ihren Vorsätzen zu bekräftigen. Als ein solches Beispiel stellen sie Platen hin. Er ist ihnen derjenige, der unter allen Deutschen am reinsten dem Apoll gehuldigt hat. Kein deutscher Poet ist kunstvoller gewesen und mit Andacht streben sie seiner so artistischen Weise nach. Seine königlichen Strophen von stolzen und heroischen Bewegungen sehen sie mit einer unbeschreiblichen Nahrung an, aber auch sein Leben ist ihnen ein Muster geworden. Sie denken sich ja, daß der strenge Diener des Apoll der Welt entsagen soll und bei sich leiden muß, unter den täglich handelnden Menschen ein Gast, der unverstanden bleibt. Was sie selber erst nur mit heißen Begierden dunkel verlangen, das glauben sie in ihm hell und wunderbar erfüllt zu sehen. So ist ihrer Gemeinde sein Name theuer und erlaucht; sie werden sich freuen, daß nun endlich seine so lange verwahrten, ängstlich behüteten Tagebücher\*) unter die Leute treten. Diese Tagebücher, 18 Bände stark, hat der Dichter mit großer Liebe gehegt. Es kam ihm mit ihnen nicht darauf an, äußere Umstände, Begegnungen oder Abenteuer zu notieren, sondern er wollte „seine allmähliche Entwicklung deutlich entfalten“ und eine „fortlaufende Geschichte seiner Empfindungen“ geben. So mächtig ist das in ihm gewesen, daß er schon am 22. October 1813, als ein Bube von 16 Jahren, sein erstes „Memorandum“ abgefaßt hat, die Kinderjahre zu Ansbach und dann im Münchener Cadettencorps schildernd. Diese Aufschreibungen wurde er nicht müde immer wieder vorzunehmen, ändernd, feilend und verbessernd, bis sie schließlich zu einer so treuen Geschichte eines suchenden und fragenden Gemüthes geworden sind, wie wir in unserer Literatur nicht viele haben.

Zwei Vorurtheile gegen Platen werden durch das Tagebuch erledigt. Man wird endlich aufhören müssen, von dem „kalten“ Dichter zu sprechen, und man wird endlich sein seit Heine berühmtes Verhältniß zu Freunden verstehen lernen. Ueber beides soll hier ein Wort gesprochen werden, nicht aus Neugierde, sondern weil es Dinge sind, die endlich einmal auch von den Deutschen, diesem unpsychologischen Volk, begriffen werden müssen.

Man hat sich bei uns angewöhnt, alles Apollinische kalt und steif zu finden. Man erinnere sich, daß auch Goethe so beschuldigt worden ist. Jeder wird bei uns der Herzlosigkeit und des Ungeföhls verdächtig, wenn er die Kraft hat, seine Wallungen zu bezwingen und in die edle Zucht der Form zu fügen. Nein, unsere Sitte ist es, daß jeder nur so die Lava aus seinem Innern herausdampfen lassen soll; dieser Rauch wird dann Poesie genannt. Die klaren Bilder des unberauschten, hell träumenden Künstlers scheinen daneben blaß. Daß die Kunst aber die Ruhe des Streites ist und alle Leidenschaft gebändig enthält, indem sie nur die Schatten abbildet, die das wilde Leben in ihre reinere und lautlose Region wirft, können wenige begreifen. Darum ist es gut, einmal einem solchen „kalten“ Dichter ins Herz schauen zu dürfen. Welche Zärtlichkeit der Neigungen, welcher Tumult von Wünschen, welche Wuth der Kränkungen und Leiden! Eine anderen Dichter nach dem Geschmack der Deutschen, die jeden Aerger und Verdruß gleich ausrufen, schütteln ihre Dualen in Versen ab. Er wird durch seine Schmerzen, die kein Ventil haben, bis in einen ekstatischen Zustand getrieben, wo er dann starr daliegt und in eine andere Welt blicken darf. Er lebt in Leiden, wie Fakire sich im Kreise drehen, bis sie in den großen Schlaf verfallen. Und sein wunderbarer Schlaf ist die Kunst.

Sein Verhältniß zu Freunden ist seit Heine verdächtig worden. Daß ein Mann für einen Jüngling zärtliche Gesinnungen und die reinsten Schwärmerei hegen kann, wollen die Leute bei uns nicht glauben; sie denken gleich an Laster oder, um es zu entschuldigen, halten sie ihn für krank. Sie sollten doch einmal alle großen Zeiten betrachten, da werden sie immer Paare desselben Geschlechts finden, welche eine unschuldig wilde Liebe verbindet: die Sehnsucht, durch einen anderen größer und besser zu werden, als man es allein werden kann, und ihn besser und größer zu machen, als er es durch sich selbst würde. Das stürmische Verlangen solcher Liebenden ist auf einen edleren Besitz gerichtet, als die Verleumder begreifen können: die Tugenden des anderen will jeder besitzen, dafür gibt er ihm die eigene Seele hin. Eine unaussprechliche Leidenschaft, ein schönes Gemüth mit seinem Geiste zu küssen, läßt sie die reinsten Verzücungen empfinden. Da genügt ein Blick des anderen, eine sanfte Wendung seines Halses; in jedem kleinen Zeichen wird der Beglückte gleich das ganze Wesen des Beglückenden inne und indem dieser ihn an der Hand nimmt, kann er ihn leise und leicht, wie schwebend, zur Erfüllung der höchsten Pflichten geleiten. Diese süßeste Bezauberung nach der größten Kultur ringender Jünglinge, die immer noch schöner, noch tugendhafter werden möchten, ist seit den Sonetten des Shakespeare niemals mit solcher Macht geschildert worden als in diesem Tagebuch. „Während dieser Zeit sah ich ihn

\*) „Die Tagebücher des Grafen August von Platen.“ Herausgegeben von G. von Raubmann und L. v. Scheffler. Stuttgart 1896. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.